

In der Sprache zu Hause

BUCHPREISTRÄGERIN Melinda Nadj Abonji war mit ihrem Roman „Tauben fliegen auf“ zu Gast im Literarischen Colloquium Berlin

VON DORIS AKRAP

Die wichtigste Figur ist Mamika, die Großmutter. Und eine der wichtigsten Szenen des Romans ist die Autofahrt zur Beerdigung der Großmutter. Das verriet die Autorin Melinda Nadj Abonji über ihren eigenen Roman „Tauben fliegen auf“ am Montagabend bei ihrer Lesung im Literarischen Colloquium Berlin (LCB). Zwar sei die Grundierung ihres Romans, für den sie dieses Jahr den Deutschen Buchpreis erhielt, biografisch, doch die fiktiven Teile seien für sie genauso bedeutsam, erzählt Abonji. Schreibend habe sie sich Leerstellen ihres Lebens zurückgeholt, so eben beispielsweise die Beerdigung ihrer Großmutter, die sie in Wirklichkeit gar nicht miterlebt habe. „Das war eine Erfahrung, die mir fehlte. Und ich wollte die gern nachholen.“

Vordergründig geht es in „Tauben fliegen auf“ um die Geschichte zweier Töchter, deren Eltern aus der ungarischen Minderheit in der serbischen Provinz Vojvodina stammen und in den 1970er Jahren in die Schweiz aus-

gewandert sind. Es geht um das Ankommen und Zurechtfinden in einem Land, dessen Sprache man erst lernen muss und in dem ein ähnliches Sprachgewirr herrscht wie in dem Herkunftsland Jugoslawien. Doch die Schwierigkeiten der Eltern und der Kinder mit dem Einfinden in die Kultur, Geschichte und Gepflogenheiten der neuen Umgebung und der Umgang mit den schmerzhaften Erinnerungen und den furchtbaren Neuigkeiten aus der alten Umgebung sind nur die Folie, auf der die Autorin von sich selbst erzählt – vom verbittern Vater, von ihrer Nase, die jemand mal als „afrikanisch“ bezeichnete, von dem Problem als Jugendliche mit einem im Krieg befindlichen Landstrich identifiziert zu werden, von dem sie selbst viel weniger weiß als die linken Hausbesitzer in Zürich.

Das intelligente Ohr

Sanft schwebt die Hand der Autorin über der Tischplatte auf dem Podest des LCB, deutet Höhen und Tiefen an. Wenn Melinda Nadj Abonji mit ihrer sanften



Melinda Nadj Abonji im Gespräch mit Thomas Geiger im LCB Foto: Tobias Bohm

Stimme vorliest, gibt ihre rechte Hand den Rhythmus ihrer Intonation dirigierend vor. Ihr Ohr, erzählt die Autorin im Gespräch mit Thomas Geiger vom LCB, sei ihr intelligentestes Organ. Deshalb habe sie beim Schreiben wie beim Musikmachen wohl auch einen Hang zur Tonalität. Nebenbei ist Nadj Abonji nämlich auch Sängerin und spielt Geige, tritt solo und gemeinsam mit dem Rapper Jurczok 1001 auf.

Und so ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass sie im gut gefüllten Saal des LCB angibt, dass die Sprache ihre „Heimat“ sei: „Musik mache ich auf Ungarisch, auf Deutsch denke ich, und mit dem Schweizer Dialekt spreche ich. Eine an eine Nation gebundene Heimat existiert für

Wenn Melinda Nadj Abonji vorliest, gibt ihre rechte Hand den Rhythmus ihrer Intonation dirigierend vor

mich nicht.“ Sich in der Sprache zu Hause zu fühlen mag als Aussage einer Schriftstellerin banal klingen. Nadj Abonji macht aber deutlich, dass sie tatsächlich eine ganz eigene Sensibilität für sprachliche Finesse hat. So erzählt sie begeistert davon, dass ihr baskischer Freund, der statt „Ich nehme eine Dusche“ immer „Ich gebe mir eine Dusche“ sagt. Und davon, dass sie es wunderschön findet, wenn serbokroatische Muttersprachler mit serbokroatischer Syntax deutsch sprechen. Man könne darin ein anderes Denken beobachten.

Europäische Erfahrung

Wovon Melinda Nadj Abonji also erzählt, ist letztlich auch eine Aufforderung dazu, die sprachliche

Vielfalt einschließlich der Fehler von Nichtmuttersprachlern als Bereicherung zu betrachten. Genauer hinhören, so könnte man ihre Aussage interpretieren, könne auch dazu führen, die Gefühle und Sehnsüchte jener Menschen besser zu verstehen.

Eine kleine gesamteuropäische Sensation ist mit der Vergabe des Buchpreises an Abonji gelungen. „Vorher war ich weder noch“, erzählt Abonji. „Jetzt bin ich alles.“ Erkennbar gerührt und ein wenig stolz berichtet sie am Ende ihrer Lesung davon, dass sie sowohl in der Schweiz und in Deutschland als auch in Serbien und Ungarn gefeiert wird. Eine gesamteuropäische Buchpreisträgerin – eine vielversprechende Entscheidung.

„Fiktionale Erzählweisen halten Einzug“

DOKUMENTARFILM Ein Gespräch mit dem Leiter des Leipziger Dokumentarfilmfestivals, Claas Danielsen

INTERVIEW DETLEF KUHLEBRODT

taz: Herr Danielsen, war der Beginn für Sie hier in Leipzig eigentlich schwierig?

Claas Danielsen: Anfangs bin ich von vielen sehr kritisch beäugelt worden. Ich hatte ja vorher den Discovery Campus geleitet. Und die dachten, jetzt kommt so ein Typ, der vom Discovery Channel, einem kommerziellen amerikanischen Spartenkanal, gesponsert wurde, und übernimmt unser Festival und macht ein Fernsehfestival draus.

Und dann haben Sie auch noch Picassos heilige Taube geschlachtet, die so lange Symbol des Festivals war.

Da war die Empörung groß. Für viele Menschen war die ja ein Identifikationssymbol. Sie stand fürs Fenster zur Welt, das hier einmal im Jahr aufging. Es war eigentlich Blasphemie, diese hehre Friedenstaube vom Sockel zu holen. Aber das Festival wurde ja auch politisch gegängelt, die Sta-

si hatte auch eine Rolle gespielt, und ich wollte einen Schnitt machen, obwohl ich die Tradition des Festivals ehre. Es gibt eine große Konkurrenz zwischen den Festivals.

Weil es nur eine beschränkte Zahl an wirklich herausragenden Filmen in jedem Jahr gibt. Und jedes Festival wünscht sich, die Erstaufführung zu bekommen. 2004 haben wir uns aber entschieden, diesen ganzen Konkurrenzkrampf nicht mehr mitzumachen, und verlangen für unseren Wettbewerb eine nationale Premiere und nicht mehr. Für den normalen Zuschauer sind Uraufführungen ja unerheblich. Aber wir müssen auch an unsere 1.400 Fachbesucher denken. Wenn die die meisten Filme schon kennen, lohnt sich der Besuch ja nicht mehr so sehr.

Mit welchen Festivals konkurriert Leipzig vor allem? Die größte Überschneidung haben wir mit dem Festival in Amsterdam. Das ist das größte Doku-

mentarfilmfestival weltweit. Wir sind das zweitgrößte in Europa. Die sind in einer stärkeren Position, haben dreimal so viel Geld und verlangen Welturaufführungen und internationale Premieren. Die Berlinale ist auch ein Konkurrent. Viele Produzenten und Filmemacher warten lieber und hoffen, dass ihr Film in Berlin läuft, weil es mehr Prestige hat.

Inzwischen hat ja jede Autobahnabfahrt ein Filmfestival... Man staunt schon, aber die meisten Festivals unterscheiden sich sehr nach Genres und nach Zielgruppe.

Im vergangenen Jahr haben Sie in Ihrer Eröffnungsrede das Fernsehen hart kritisiert. Bis jetzt ist das öffentlich-rechtliche Fernsehen immer der wichtigste Partner für Dokumentarfilmer gewesen. Die Beteiligten sind aber rückläufig. Die haben zwar einen großen Programmbedarf und gründen immer mehr kleine, digitale Sender, das hat aber dazu geführt, dass sie für das Gleiche mehr Rechte haben wollen. Und durch ihre monopolistische Stellung

sitzen die Sender oft am längeren Hebel. Da muss man gegensteuern, auch im Interesse der Sender. Die haben ja nichts davon, wenn die Filmemacher und Produzenten pleitegehen.

Außerdem sind viele Sendeplätze formatiert. Die Filme müssen eine festgelegte Länge haben, da muss nach dreißig Sekunden spätestens der Kommentar losgehen, um das Publikum zu binden. Das führt dazu, dass die besonderen Filme, die für ein Festival attraktiv sind, zwischen die Stühle dieser ganzen Sendeplätze fallen und es für Filmemacher sehr schwer geworden ist, solche Filme zu realisieren. Die spannendsten Filme kommen inzwischen oft von Filmhochschulern, die aber nach zwei, drei Jahren oft verschwunden sind, weil sie keine Möglichkeit haben, kontinuierlich zu arbeiten. Deswegen denken wir darüber nach, einen Fonds zu gründen, mit dem wir die Projekte, die bei den Sendern zwischen die Stühle fallen, unterstützen wollen.

Wolfgang Vietze, der Direktor des MDR, war letztes Jahr richtig sauer nach Ihrer Rede.

Und dann gab's ja auch noch die Vorführung einer Produktion des MDR im Rahmen des Festivals, die ganz schrecklich war, weil der Projektor ausfiel. Da saß der Fernsehredakteur mit ganz vielen Honorariaten des Senders drin und die Vorführung musste abgebrochen werden. (lacht) Aber jetzt ist eigentlich alles wieder in Ordnung. Der MDR hat in diesem Jahr sogar einen Film im Internationalen Wettbewerb. (kurze Pause) Aber der ist nicht deswegen im Wettbewerb, sondern weil es ein hervorragender Film ist.

Sie haben auch kritisiert, dass selbst bei Arte so viel synchronisiert wird...

Ja. Man nimmt den Menschen durch die Synchronisation ihre Stimme, und ich finde es schade, dass ein Sender wie Arte nicht den Mut findet, zu sagen, dann haben wir eben 0,1% weniger Einschaltquote, aber für uns ist Sprache was ganz Essenzielles.

Kann man eigentlich mit gutem Gewissen von Trends im Dokumentarfilm reden? Ein Trend ist wohl, dass die Grenzen durchlässiger geworden sind. Dass fiktionale Erzählweisen in den Dokumentarfilm Einzug gehalten haben, dass im-

mer mehr Dokumentarfilmer mit Animationselementen arbeiten. Früher gab es ja immer dieses Klischee vom deprimierten, grauen und schwierigen Dokumentarfilm. Das ist, glaube ich, anders geworden. Und dann ist die Dokumentarfilmkultur zum Glück noch in einigen Ländern sehr speziell. In Polen und Finnland etwa. Und dann gibt es Länder, wo man plötzlich ganz wenig oder gar keine Filme mehr erhält, wie den Iran.

Claas Danielsen

geb. 1966, studierte Dokumentarfilm in München. Er realisierte sieben Filme und baute als Studienleiter von 1999 bis 2004 die europäische

Fortbildungsinitiative für Dokumentarfilmer Discovery Campus auf. Seit 2004 ist er

Direktor und Geschäftsführer des Internationalen Leipziger Festivals für Dokumentar- und Animationsfilm, auf dem noch bis zum 24. Oktober 346 Filme aus 58 Ländern zu sehen sein werden.

ANZEIGE

EIN LESEABEND MIT @tatjaneromms ITR OPAK

NAGEL WAS KOSTET DIE WELT

UNTERM STRICH

Das israelische Publikum hat begeistert auf das erste Konzert des Berliner Chansoniers Max Raabe (47) mit seinem Palast Orchester reagiert. Nach seinem Auftritt in der Tel Aviv Oper klatschten die Zuschauer am Montagabend minutenlang im Stehen, es gab mehrere Zugaben. Das Orchester spielte viele deutschsprachige Songs jüdischer Komponisten im Stil der 1920er Jahre, die während der NS-Herrschaft verboten waren, aber auch englische Klassiker.

Raabe begann sein Konzert mit einer kurzen Begrüßung auf Hebräisch: „Erev tov lekulam“ – Guten Abend alle zusammen! Unter den Besuchern waren viele ältere Menschen, die aus Deutschland oder Österreich stammen. Die 1920 in Wien geborene Yael Schimron dankte Raabe nach dem Konzert für einen „wunderbaren Abend“ und hatte dabei Tränen in den Augen. „Er hat mir die Erinnerung an meine Jugend wiedergebracht“, sagte die 90-Jährige. „Ich wäre am

liebsten aufgestanden und hätte getanzt.“ Auch die deutsche Verlegerin und Witwe Axel Springers, Friede Springer, war privat angezogen, um das Konzert in Tel Aviv zu besuchen.

Der Schriftsteller Ralf Rothmann erhält den mit 20.000 Euro dotierten Walter-Hasenclever-Preis der Stadt Aachen. Rothmann zähle zu den renommiertesten deutschsprachigen Autoren der Gegenwart, er sei vor allem als Erzähler hervorgetreten, erklärte die Stadt Aachen.

Rothmann, der auch Lyrik und Texte für Theater schrieb, wurde 1953 in Schleswig geboren. Seit 1976 lebt er in Berlin, wo 1984 seine erste literarische Veröffentlichung, der Gedichtband „Kratzer“, erschien. Es folgten sechs Romane. In seinen Berlin-Romanen „Flieh, mein Freund“ und „Hitze“ zeichnet der Autor das Bild eines Berlin von unten. Der Walter-Hasenclever-Literaturpreis wird seit 1996 alle zwei Jahre verliehen.